

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 123

Sonnabend, den 12. Juni

1920

Aus eigener Kraft.

Roman von
G. Mel.

Nachdruck verboten.

Ihre ruhige Stimme schmit seiner erregten das Wort ab. — „Sie waren auch nicht unglücklich. Sie waren nur — Sie selber. Daß Ihr Wunsch jetzt ganz ehrlich gemeint war, das weiß ich wohl! — eine ehrliche Stimmung — wie auch das andere Stimmung meine war.“

„Das ist nicht wahr!“ Sie er e. n. — „Ich bin Ihnen gut, Käthe, und weiß, daß auch Sie mir gut sind!“

Einen Augenblick senkten sich ihre Lider, dann sah sie ihn wieder freien Willens an.

„Nein, ich bin Ihnen nicht gut, wie Sie es meinen. Nicht so gut, wie ich dem Manne sein möchte, mit dem ich gern und freudig, für gut oder böse, Hand in Hand durchs Leben ginge. Ich weiß, daß es nicht viel ist, was ich zu verschonen habe, aber es ist mein alles. Und für ein Ganzes, verlangte ich mir auch ein Ganzes zurück. Sie aber hätten so ein Ganzes überhaupt nicht zu geben — weil Sie es gar nicht besitzen.“

Er starrte sie mit vorgebogenem Kopfe an, was sie noch weiter reden werde, und wie sie nun schweig, als habe sie ihm alles gesagt, da ließ sich ihm ein kurzes Aufstöhnen von den Lippen: „So, da hält“ ich ja nun meinen Teil von Ihnen.“

Und dann wand er wieder dicht an ihrer Seite, und in seiner Stimme war ein lebensschafflich leeres: „Meinwegen, ich nehme's hin, denn — ich hab's verdient.“

„Aber nun verlang' ich auch, daß Sie mir glauben, Käthe, denn — es ist wirklich mein Ganzes.“

Jetzt senkten sich ihre Lider nicht wieder vor seinem heiligen Blick, seinem fast herrlichen Fördern.

„Vielleicht ist es das wirklich, aber gerade darum ist's das meine nicht und darf's nicht sein. Ich hab' Ihnen neulich Lebensvoll gesagt und ich wollte — Sie hätten es dabei bewenden lassen.“

„O Käthe, das macht ja nichts. Jeren ist menschlich. Und da hab' ich eben auch mal geirrt. Und wenn Sie für mich so eine untrügliche Schätzung nach unten zu haben, brauch' ich nun wohl auch nicht für meine Verneinungen um Verzeihung zu bitten, denn so weit hinaus reicht's von da unten ja gar nicht.“

Und bitte, so ein mitleidiges Gesicht brauchen Sie ja gar nicht zu machen, und nach ein paar guten Worten brauchen Sie auch nicht lang zu suchen — Rorb bleibt Rorb, ob und ohne Ko'en drin. Da heißt's nun eben, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Und Lebensvoll hatten wir uns ja, wie Sie meinen, bereits gesagt.“

Er war zur Gardentür hinaus, der hohe Fiedelmann entzog ihn ihren Blicken. Ihre Hände machten eine zudende Bewegung, als wollte sie den Entlebenden zurückhalten, dann sanken sie schlaf am Körper herab, und wie in völliger Hilflosigkeit stand sie plötzlich da. —

„Ging's ihm denn wirklich so nah?“

Die höhnende Bitternis seiner Worte, war das dann wirklich Liebe? Und hätte sie ihn halten sollen — ihn halten dürfen?

Nein, nein, sie hätte es nicht gedurft. Um ihre Willen — und auch um seine Willen nicht. Was immer ihn getrieben — so kam die Liebe nicht und warb — Liebe, die für ein ganzes Leben dauern soll.

Reife, damit sie die Mutter nicht weide, danach sie sich wieder

der in die Stube hinein, und mit ihr ging die bange Frage, die über alles andere wieder hervorbrangte: „Und wenn's ihm wirklich so nahe ginge?“

„Dann also nicht“, hatte Rudolf Willenhof gesagt, als er wieder in seine Stube eingetreten war — „dann also nicht!“ Und es hatte sich angehört, wie wenn einer mit harter Hand eine Tür zumißt.

Dannach war alles ein paar Wochen lang seinen bisserigen Gang weitergegangen. Der junge Chef beklammerte sich nicht mehr und nicht weniger ums Geschäftliche, als er es in der letzten Zeit hatte. Höchstens, daß er zu seinen Leuten in einem kürzeren, herrischeren Ton sprach, als er das vornehm getan, aber da das, was er zu sagen hatte, nie ohne guten Grund geschah, zeigte ihnen der Ton den Herrn, den sie mehr und mehr zu respektieren begannen. Er merkte es wohl, und es war manchmal ein scharfes Winken in seinen Augen, und ein finsternes Zucken auf seiner Stirn, wenn er sah, wie sich ein paar Gerüchte heimlich Wände zuwarfen, die beugten: „Der hat sich umgetrennt — da ist halt nichts mehr zu wollen.“

Er hätte's auch keinem raten wollen, ihn nicht für voll zu nehmen!

Auch den ehemaligen guten Freunden gegenüber hatte er bei den seltenen Malen, die er noch mit ihnen zusammen traf, zuweilen etwas in Ton und Art, daß die des ungenierten Anknüpfens Gewöhnlichen wie über einen Witz zu lachen begannen.

„Ma nu — wie heißt? Du warst doch sonst nicht so schöner Rudi.“

Da hatte er voll Selbstgefühl sein Glas zurückgestoßen. „Naht die Albernheit. Ich will das nicht noch einmal hören.“ Ganz verblüfft starrten sie ihn und dann sich untereinander an. „Das will er nicht noch mal hören — Was denn? Daß er der schöne Rudi ist? Das ist ja grade was Schönes!“

„Lacht der eine, und „Schönheit war die Falle seiner Jugend“, beklammerte der andere, und ein dritter folgte: „Entweder hat er sich in die Postrentenliste verliebt, oder er ist fast mang die Heilsarmee gegangen.“

Er zwickte nur die Schultern, aber wenn er fortan abends ausging, ein Glas Bier zu trinken, ludte er ein Vokal auf, wo er wußte, daß Bekannte nicht verkehren.

Meist blieb er dabei, gegen die Längeweile tejam er in allerhand Wählern zu tramen, die nach der Zeit datterten, wo er vor dem Vater den fidelem Summelludenten hinter der Anwartschaft auf den chemischen Doktor zu verstehen ludte. Mit dem Doktorittel war's nicht geordnet er hatte vom Examen Abstand genommen, als ihm der dabei unweirdige Meinsfall über jenen Zweifel erhoben wurde. Aber allerlei chemische Lebrbücher und einschlägiges wissenschaftliches Hilfsmaterial hatte er behalten. So als kleine Blüthe thet man sich's immerhin ganz respektabel aus. Jetzt fand er von Kollegienbesuchen bejah und aus einer besonders verlässigen Stimmung heraus kam's ihm: Wenn er nun doch noch nachträglich seinen Doktor machte? So dreier, vier Monate lang tüchtig lesen, und jede Woche ein paar Vorlesungen hören, da traute er sich's zu, daß er es lüha f.e. Die nötige Rücksicht im Geschäft brauchte's dann nicht hinsten zu stehen. Ueber den Winter kam einer so auch am besten aus, und aus dem „schönen Rudi“ sollte der Doktor Rudolf Willenhof werden.

Einen Abend lano überlegte er, dann fand der Ent-

Kulturpolitik, erwidern wie unser heutiger Geist und Willen flakt nach außen, nach innen, suchen wir nicht durch Einmischung in die Politik der Weltmächte, sondern durch vorbildliche Kulturpolitik eine Weltmacht zu werden. Entschäfer wir das innere Weichen unseres Volkstums. Suchen wir durch eine neue Schulverziehung Verständnis für die Bedürfnisse einer vertieften Kultur in unsere Kinder einzuspflanzen, lassen wir nach Möglichkeit den Zeitumständen, gemäß die wirtschaftlich einzig für uns vernunftmäßige Bodenpolitik nach Damajafelchem Bekenntnis endlich zur Tat werden, nachdem wir gemäßigten von Grund auf der Großstädte Wesen durch ein allen technischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Einzelheiten gleichmäßig mit der männlichen Genauigkeit gegen einander abgewogenes sachgemäßes Bauverfahren. Wie Kino, Kirche, Schule, Straße, Wärfen usw. einer kulturell weissen Wohnsitzpolitik dienbar gemacht werden können, wie Staats- und Stadtverwaltungen im Interesse wahren Volksgeliebens in allen wichtigen Zeitfragen stets darauf zu achten haben, daß wirtschaftliche Aufgaben niemals die rechte Lösung erfahren, wenn sie nicht auch für unser Sinnesempfinden wohlgefügig zur Vollendung kommen, legt Schumacher ebenso anregend wie überzeugend aus reicher Schriftstellerin- und verhaltungsgemäßer Erfahrung heraus dar. Unser Streben muß nach flacherer Bauart gehen, nach dem Eigenheim des Arbeiters mit Gartenstück, nach abgeschlossener Baubezirke auf Grund einheitlichen Bauplanes, nach architektonisch wohlbedachten innerlichen Ueberlegungen unserer Großstädte in die Sandtschaft, nach freiem Zusammenarbeiten von Staat und Staatsbürger an der wohlgegliederten, zu einer Reihe von gefälligen Einheiten gezielten Schönheit unserer Städte.

In allen ihren Einzelheiten den Gedankengängen Prof. Schumachers zu folgen (es ist schließlich auch die Liebe von Expressionismus und Architektur und unserem künstlerischen Verhältnis zum Auslande) ist für Lehr- und genutzreich für jeden denkenden und kulturbegeisterter Leser. Das Buch ist eine wahre Goldgrube guter Kulturideen.

Bunte Zeitung.

Der letzte Schieber-Sommer. Man rechnet damit, daß dies Jahr der letzte Schieber-Sommer sein wird. In den Baderorten hat man in Erwartung des letzten Schieber-Sommers die Preise entsprechend schätzte, um den Schiebern und nützlichen Gästen noch möglichst viel Geld abzunehmen. An und für sich wäre durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß man den Schiebern ordentlich die Haut über den Kopf abge, aber leider ist diese edle Gattung nicht immer ohne weiteres zu erkennen und so werden auch andere Leute darunter zu leiden haben. Der Verband der Offebäder hat Mindestpreise aufgestellt, die für den ehrlichen Mittelstand nicht zu ersparigen sind. Außerdem will man von Ausländern einen Aufschlag von ein paar hundert Prozent erheben. Das wäre ein Rücksicht auf die Balnea durchaus begründet, aber man übersteht dabei, daß die Kost in Deutschland den Ausländern allzu dürftig erscheinen wird, als daß sie dafür Preise zahlen sollten, die schließlich höher sind als im Ausland, wo man sich wirklich fatteren kann und sogar Lederbissen erhält, die in Deutschland nur mehr als märchenhafter Bergangeneit betannt sind.

Das Schlafen der Tiere. Dr. Th. Zell weist darauf hin, daß das Schlafen in dem Umfang, wie es der Mensch ausübt, in der Tierwelt eine Ausnahme ist. Tagvögel und Winter schläfer schlafen allerdings mehr als der Mensch. Somit aber brauchen zahlreiche Säugtiere viel weniger Schlaf als er. Triff ein Säuger zufälligweise ein Reh schlafend, so teilt er das gerodnlich einer Jägerzeitung mit. Das beweist am besten, wie selten es vorkommt. Das Zebra braucht ebenfalls wenig Schlaf. Es zieht sich während der heißen Mittagstunden in die kühlen Wäldungen zurück und ruht dort. Aebriungs hat man hieraus den zutreffenden Schlaf gezogen, daß es nicht übermäßig viel Hitze vertragen kann. Das Wildpferd wird es ebenso machen. Nur wird es als Steppentier in der Steppe ruhen, da es dort keine Wälder gibt.

Wachst wie schlafen. Eine neue Erklärung der viel-erörterten Frage nach den Ursachen, die den Schlaf auslösen, gibt der amerikanische Arzt Dr. Sidis. Danach bildet der Schlaf nicht einen Ausnahmezustand, sondern vielmehr die Regel des Lebens. Er ist nicht ein amnormaler Zustand, den die Anhäufung von giftigen Ermüdungs-

stoffen im Körper erzeugt, sondern eine normale Lebensfunktion. Das Schlafbedürfnis überwiegt in der Kindheit und im hohen Alter. Man kann ja ungleich leichter ein Kind in Schlaf bringen, als einen erwachsenen Menschen. Das würde sich aus der langsamen Entwicklung des kindlichen Geistes und der Abnahme der Geisteskräfte im Alter ohne weiteres erklären. Da nach der Ansicht Sidis die Monotonie die Hauptursache des Schlafes bildet, so tritt das Schlafbedürfnis ein, wenn das Gehirn nicht durch den Wechsel von anregenden Eindrücken wahgehalten wird. Und diese psychologische Erklärung steht auch durchaus im Einklang mit der Beobachtung, daß Personen regen Geistes am wenigsten schlafen, und daß das Schlafbedürfnis verschwindet, wenn man sich in großer Erregung befindet, oder wenn der Umgang vorliegt, sich wachzuhalten. Dagegen erklärt sich auch der Einfluß, den der Wille auf den Schlaf ausübt.

Literatur.

Märchen von Manfred Ryber. Vita-Verlag, Berlin-GH.-Stuttgart.

Manfred Ryber, der durch die zahlreichen Auflagen seines reizvollen Buches „Unter Tieren“ weit bekannt geworden Dichter, bietet hier einen Strauß Märchen, die sich von den Gaden der vielen alten und neuen Erzähler überaus eigenartig abheben. Man mag durch diese ungekünstelt einfachen und doch so sprühend farbigen und düstigen Wunderblüten lie und da wohl an die finstlich beteren und rührenden Märchen des Volksmundes erinnert werden, vor allem auch an des freundlichen Anderen Zauberkraft — aber Rybers unvergleichlich lebenswichtige Kunst bietet größere Fülle und tiefere Innigkeit, weil sie, alle alten und ewigen Erfordernisse und Vorzüge achtend und einend, aus dem Geistesleben unserer Gegenwart ersticht ist.

Lucie Bertier, ein Roman in Briefen von Woldebar v. Hkuffl. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann und Schulte).

Die glänzende Feder Hkuffls, aus seinen lauslichen Dichtungen hinlänglich bekannt, zeichnet im vorliegenden Roman mit liebevollen Strichen das Lebensabmal der nützlichen Tochter eines schlesischen Radelbrennens. Der in selbigen Kreisen seiner Werke bereits als hervor- und geachtete Schöpfung seiner Darstellungskraft und Ausdrucksform hat sich noch gesteigert, so daß Hkuffl in „Lucie Bertier“ wohl seine reifste und künstlerisch vollendete Arbeit darbietet. Lucie Bertiers tragisches Geschick, ihr Leben und Weiden erregt das lebensschaffliche Interesse eines jeden Lesers so, daß man den Roman nicht eher aus der Hand legt, als bis man ihn bis zur letzten Seite gelesen, nein tatsächlich miterlebt hat. Es ist die Gabe eines begnadeten Dichters, der die größte Verbreitung verdient und sie sich auch erlangen wird. R.W.

Attentäude zur Friedensstation Wilsons 1916/17. Der zweite Interanspruch des parlamentarischen Untersuchungs-ausschusses gibt im Verlag Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Berlin SW. 48, Beilagen zu den fernographischen Berichten heraus, die Attentäude zur Friedensstation Wilsons 1916 und 1917 der breiten Öffentlichkeit bekannt machen. Nachdem schon vor längerer Zeit Heft 1 dieser Beilagen erschienen ist, das in seinem ersten Teil den diplomatischen Verkehr Berlin-Washington 11. 4. 1916 bis 15. 2. 1917, in seinem zweiten Teil die Entstehung des Friedensangebots der Zentralmächte vom 12. 12. 1916 urkundlich belegt, sind jetzt drei weitere Hefte erschienen. Heft zwei bringt weitere Urkunden zum Friedensangebot der Zentralmächte und Wilsons Friedensnote vom 21. 12. 1916 und umfaßt die Zeitspanne vom 14. 12. 1916 bis 28. 1. 1917. Heft drei bringt die Dokumente zur Vorgeschichte der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges im Januar 1917. Heft 4 enthält Begleitgeschreiben und Denkschrift des Chefs des Admiralstabes der Marine vom 22. 12. 1916 „über die Notwendigkeit eines baldigen Beginns des uneingeschränkten U-Boot-Krieges“. Es handelt sich dabei um jene Denkschrift, die zwar als ganz geheim bezeichnet ist, deren Inhalt jedoch sehr bald durch allerlei Kanäle durchgedrungen war und im Publikum seine Hoffnungen auf den Erfolg des U-Boot-Krieges erweckte, die sich leider als trügerisch erweisen haben.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung
Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 67
Telefon 4520

